

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 204

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHAFFHAUSEN

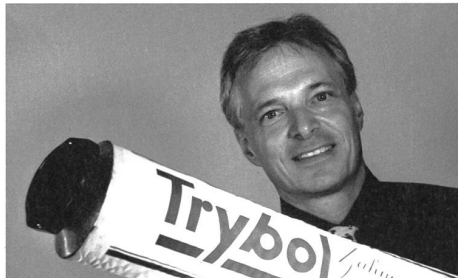
Minder greift ein

Ständeratswahlen versprechen im Kanton Schaffhausen traditionell wenig Spannung. Seit 1991 die erste und bisher letzte Schaffhauser SP-Ständerätin zurückgetreten ist, gilt wieder Büz. – Büz, oder eben Bürgerliche Zusammenarbeit, bezeichnet das innerfamiliäre Streitverbot, das FDP und SVP für wichtige Geschäfte vereinbarten und das durch die gesamte Geschichte des Kantons dafür sorgt, dass nicht auf einmal Mitte- oder gar linke Parteien an den Ämtli-Trog dürfen.

Umso grösser ist natürlich die Aufregung, wenn sich Ungewohntes tut. Dieses Jahr wird es richtig spannend. Nur gerade SVP-Amts-inhaber Hannes Germann darf sich seiner Wiederwahl relativ sicher sein, während die Freisinnigen ihren Ständerat ersetzen müssen. Sie versuchen es mit Christian Heydecker, einem Kandidaten, der bei Volkswahlen gemessen an seinem hohen Bekanntheitsgrad regelmässig katastrophal abschneidet, was aber unter normalen Umständen dank Büz trotzdem problemlos reichen dürfte. Aber diesmal sind es eben keine normalen Umstände. Neben einem sozialdemokratischen Kontrahenten werfen sich noch ein ökoliberaler Ex-Regierungsrat und Thomas Minder ins Rennen.

Ja, genau, Thomas Minder, der Abzockerschreck. Seit der Neuhauser Zahnpasta- und Mundwasser-Fabrikant Mitte August seine Kandidatur bekannt gegeben hat, scheint kein Stein mehr auf dem anderen zu liegen. Minder hat als Initiator der sogenannten Abzocker-Initiative schweizweit Bekanntheit erlangt. Keine grössere Aktionärsversammlung ging in den letzten zwei Jahren über die Bühne, ohne dass Minder das Wort ergriffen und den Managern in blumigen Worten die moralische Verwerflichkeit ihrer Monstersaläre an den Kopf geworfen hätte. Ökologische und ökonomische Vernunft wolle er unter einen Hut bringen, sagt der lizenzierte Beringer der Vogelwarte Sem-pach über sich selber. Das will natürlich auch der ökoliberaler Kandidat Herbert Bühl und darum fühlen sich beide gerade jetzt zu einer Bewerbung gedrängt.

Minder greift den freisinnigen Heydecker öffentlich und schonungslos an und sorgt schon deshalb für Unruhe. Er verkauft sich als konsequent unabhängig und unterstreicht diese Aussage mit seiner Parteilosigkeit. Parteipolitik



Abzockerschreck Thomas Minder hat gegen alles ein Mittelchen. Bild: pd

habe etwas Verlogenes, meint er, und begreift sich deshalb als unverbrauchte Alternative zur classe politique. Politische Unerfahrenheit wird zum Wahllargument. Seine Kandidatur hat er seinem Spezi Christoph Blocher versprochen, für den Fall, dass Blocher auch antreten würde. Wenn du es machst, getraue ich mich auch.

Thomas Minder ist der perfekte Selbstdarsteller. Monatelang hat er sich öffentlich geziert, seine Kandidatur zuzugeben. Er liess sich bitten. Blocher hatte ja schliesslich auch einen Auftrag. Minders zweites Steckenpferd ist das Schweizerische an sich, die Marke Schweiz oder schlicht die Swissness. Zu Dutzenden verklagt er andere Unternehmen, welche seines Erachtens zu Unrecht ein Schweizerkreuz auf der Verpackung verwenden oder auf ähnliche Weise suggerieren, ein Produkt sei vollständig in der Schweiz hergestellt worden. Ein Feldzug mit Auftrag.

Das einzig Interessante an den Grünliberalen und ihren Erfolgen ist, dass sie dazu führen, dass sich die Selbstdarsteller und Egomane im Land endlich outen. Endlich können die von sich selbst Überzeugten ohne eigentliche Haltung ungeniert kandidieren. Kein Programm ist neuerdings Programm. – Und wählbar. Auch Minder hat nicht selbst entschieden, sich für den Ständerat zu bewerben. Seine Eitelkeit hat ihn gezwungen.

Immerhin, und das ist erfreulich, sorgt Minders Kandidatur für ordentlich Wirbel im sonst beschaulichen Wahlkampf. Wer am Schluss von den vier neuen Kandidaten die Nase vorne hat, ist seriös nicht zu prognostizieren. Ob die Freisinnigen mit Verweis auf ihre Nähe zur Wirtschaftsförderung aber tatsächlich mit dem Slogan «Lieber Inder als Minder» ins Feld ziehen sollen, darf bezweifelt werden.

Florian Keller, 1983, ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.

VORARLBERG

Der neue Dalai Lama

So mancher, der im August am Bregenzer Kunsthaus vorbeikam und den in meterhohen Buchstaben auf dem Dach angebrachten Imperativ «Free Ai Weiwei» las, mag sich gedacht haben: «Weiwei? Hiess der Orca in den ersten vier Filmen nicht Willy?» Wer aber regelmässig das Feuilleton liest, weiss natürlich, dass Ai Weiwei kein Orca und auch kein Flussdelfin aus dem Yangtse ist, sondern Chinas international bekanntester Künstler mit Ausbildung in den USA. Am 3. April wurde er auf dem Peking Flughafen festgenommen, als er nach Hongkong fliegen wollte. Dann war er eine Zeitlang verschollen. In dieser Zeit produzierte das Kunsthaus in Bregenz, das eine Ausstellung von Ai Weiweis Architektur-Arbeiten vorbereitet hatte, die Buchstaben für das Dach, Tragtaschen mit der entsprechenden Aufschrift und einschlägige Plakate für die Kub-Billboards an der Seestrasse.

Als die Ausstellung am 16. Juli eröffnet wurde, war es allerdings schon wieder fast einen Monat her, dass Ai Weiwei aus dem sogenannten «Leben unter Beobachtung» entlassen worden und zu seiner Familie zurückgekehrt war. Klar, dass man die Dachaufschrift und die Plakate nicht wegschmeissen wollte, und ausserdem geniesst der Künstler ja eh keine vollständige Freiheit: Er darf Peking ein Jahr lang nicht verlassen, keine Interviews geben, seinen populären Blog nicht weiterführen. Also ist die Forderung «Free Ai Weiwei» nicht ganz obsolet.

Mittlerweile hat er sich in einem Artikel der chinesischen Zeitung «Global Times» recht optimistisch geäussert: «Ich werde niemals aufhören, gegen Ungerechtigkeit zu kämpfen.» Wobei dieses Blatt der «Volkszeitung» und damit der herrschenden Kommunistischen Partei gehört, was den Schluss zulässt, dass der Artikel gutes Wetter vor dem Besuch des amerikanischen Vizepräsidenten Biden machen sollte. Ai Weiwei darf sich doch äussern, sollte das wohl demonstrieren, und er war nur als Steuerhinterzieher festgesetzt worden. (Die Firma seiner Frau Lu Qing soll 1,3 Millionen Euro Steuern und Bussgelder nachzahlen.) Der Artikel war umrahmt von kritischen Stellungnahmen zu Ai Weiwis politischen Aktivitäten und Kunst.

Diese beiden Aspekte sollte man auch bei uns auseinanderhalten: Ai Weiwei als politische Figur, bei der man sich fragen darf (und sollte), wer alles sie aus welchen Gründen auf dem

Brett herumschiebt, zusätzlich zu seinem eigenen Engagement; und Ai Weiwei als bildender Künstler. Was die Politik angeht, ist der Spott linker Kritiker, Ai Weiwei werde vom Westen als der neue Dalai Lama aufgebaut, vielleicht nicht ganz unangebracht. Der alte Dalai Lama hat sich ja gerade aus der Politik vertschüsselt, jetzt gibt es eine Leerstelle im Feuilleton, die sich mit einem renitenten chinesischen Künstler gut besetzen liesse.

Zum Künstlerischen an Ai Weiwei wurde der Kritiker und Kurator Hou Hanru, Direktor am San Francisco Art Institute, in der deutschen Kunstzeitschrift «Monopol» ungewöhnlich deutlich: «Als Künstler ist er für mich völlig uninteressant, aber er hat Gewicht als soziale Figur.» Als Künstler uninteressant? Nun ja, was man von Ai Weiwei bisher gesehen hat, das kannte man tatsächlich alles so oder so ähnlich schon. Klar, Originalität ist heute schwierig, vielleicht sogar unmöglich geworden. Bei der Ausstellung im Kub werden hauptsächlich Architekturmodelle gezeigt, bei denen man den Anteil Ai Weiwais an der Konzeption nicht wirklich einschätzen kann. Und die «Moon Chests» im obersten Stockwerk sind grosse Quader aus Huanghuali-Holz, die auf den ersten Blick wie überdimensionierte ländliche Plumpsklos aussehen – sie haben auch innen ein Querbrett mit Loch –, auf den zweiten aber einen hübschen Effekt erzeugen: Wenn man durch die kreisrunden Löcher in ihren Wänden schaut, die so gegeneinander versetzt sind, dass man im Durchblick hintereinander mondphasenförmige Ausschnitte sieht. So karg die Ausstellung im Kub ist, so reichlich liegen Bücher von und über Ai Weiwei in den Buchhandlungen auf; theoretisieren lässt sich trefflich über sein Werk und seine Politik.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

THURGAU

Viele Feste an vielen Wochenenden

Festivitäten landauf und landab machen das Leben lebenswert. Ich mag diese Feste im Thurgau. Ich besuche sie oft, um ihre Geschichten und Stimmungen einzufangen und für die «Thurgauer Zeitung» niederzuschreiben. Und manchmal würde ich diese Feste im Thurgau auch gerne in privatem Rahmen besuchen. Stattdessen trinkt man in Altbau-Wohnungen Wein, der angesichts der Anzahl Flaschen am nächsten Morgen eigentlich zu teuer ist, und diskutiert über schwierige Sachverhalte.

Ich denke, die Leute im Thurgau sind recht zufrieden. Die Feste im Thurgau beginnen nicht selten schon am Freitag mit einem «Warm-Up», gehen zur Hauptfestivität über am Samstag –

Festwirtschaft und dem Grund der Feier entsprechende Attraktionen ab Vormittag – und enden am Sonntag etwa mit einem Festakt und anschliessendem Frühschoppen-Konzert. Im Winter-Halbjahr werden die von den Primarschülern als Turnhalle genutzten Mehrzweckhallen bespielt. Im Holz der rustikalen Hallen riecht man jeweils die Vergangenheit. Ich mag diese Hallen ausserordentlich. Obwohl es sie immer seltener gibt, weil es doch unbedingt eine unpersönliche, viel zu grosse, dafür aber unglaublich multifunktionale Vier- bis Siebenfach-Turnhalle braucht im Dorf.

In der warmen Jahreszeit wird dementsprechend draussen gefestet, vor der Mehrzweckhalle oder im Festzelt. In der Stadt frieren die Leute ja auch viel zu schnell, beschweren sich, wenn das Thermometer in einer Sommernacht weniger als neunzehn Grad anzeigt.

Dass der Thurgau ein freundlicher Festkanton ist, ennet von prominent besuchten Theaterpremierern auf Schloss Hagenwil – mehrere Regierungsräte sollen zugegen gewesen sein beim «Diener zweier Herren» – und überaus netten Sommerfestivitäten im Bodman-Literaturhaus mit feinen Canapés, ist mir letztthin auf der Autofahrt an die Vier-Jahreszeiten-Bar des Damenturnvereins Märstetten im Schützenhüsli aufgefallen. Nach dem Autobahnzubringer, der nach Bonau führt, steht ein Veranstaltungsplakat nach dem anderen am Strassenrand. Vom Traktorenfest über die Beachparty in Neukirch-Egnach, das Hugelshofer Motocross und die Ankündigung (oder Ermahnung) zum «Obligatorischen» bis zum Offroad-Drageace in Uesslingen, dem Einachser-Rennen in Lanterswil (inklusive Einachser-Bar von Donnerstag bis Sonntag) und der Wildsau-Party des TV Märwil. Und dazu gibt es im Rössli in Bonau eine Tagesmenü-Aktion von 11 bis 13.30 Uhr mit Schnellservice. Da lacht das Herz auch angesichts der Tatsache, dass das Rössli im Relais-Verzeichnis der Routiers Schweiz ist, was bedeutet, dass man gutbürgerlich, aber vor allem gut isst.

Dazu ein Banner am Strassenrand: Schulbeginn. Damit man schon ab Kindesbeinen weiss, dass man sich ab Montagvormittag wieder auf kommende Wochenende freuen kann.

Mathias Frei, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.



Party und pauken: Im Thurgau gibt es für alles ein Banner am Strassenrand. Bild: Mathias Frei

APPENZELL

425 Jahre lang

Es ist nicht alle Monate der Fall, dass ein Kapitel Geschichte abgeschlossen wird. Innerrhoder Geschichte. Aber nicht nur, nein.

Ich bin auf dem Weg nach Appenzell zur Vernissage des vierzigsten Hefes der Helvetia Franciscana, einer Publikation zum Abschied der Kapuziner von Appenzell. Der Augstabend ist kühl und klar. Ein Hut sitzt auf dem Säntis, als ich mit meinem Wagen die Weisseggpasshöhe passiere. «Schön, der Säntis», denke ich. Vor mir fährt ein weisses Auto, schon seit Kilometern, davor ein rotes, langsames. Ich bin spät dran – wie immer. Drängeln nützt nichts. Hier kannst du nicht überholen. Wir kleben in den Appenzeller Hügeln, da kann jede Kurve eine Überraschung bieten. Das weiss ich in der Zwischenseite.

«Die sind doch tatsächlich von Appenzell nach Oberegg gewandert und zurück, immer wieder», denke ich und schicke einen Blick Richtung Gäbris: «Im Sommer bei einer grossen Hitze oder im Winter bei grosser Kälte, Regen oder Schnee über den Saurücken nach Oberegg gehen und dann noch stundenlang im Beichtstuhl sitzen, ist keine Kleinigkeit», hat Kapuziner Matthäus Keust im ausgehenden 19. Jahrhundert geschrieben. Sie haben das auf sich genommen und waren nicht unglücklich dabei. «In Appenzell habe ich erfahren, dass das Brot des Kapuziners ein hartes Brot ist», sagte dereinst der gleiche Kapuziner. Das rote Auto wechselt irgendwann die Richtung und ich schaffe es doch noch rechtzeitig nach Appenzell.

Nach Mariä Himmelfahrt gehen sie. Definitiv. Nachdem sie 1586 gekommen waren. «Innerrhoden verliert ein Stück Identität», sagt der Landammann am Rednerpult vor dem rechten Seitenaltar. Mich friert es in der Klosterkirche, an der ich vorher schon Dutzende Male vorbeigefahren war, ohne sie je betreten zu haben.

Von 1908 bis 1999 führten die Kapuziner das Gymnasium in Appenzell. Eine Erfolgsgeschichte. Ohne die Kapuziner gäbe es nicht nur kein Innerrhoden – es gäbe noch viel mehr nicht: Die Kapuziner und Kapuzinerinnen waren es, die ein wesentliches Stück Kultur und Bildung nach Innerrhoden brachten. Den Höhepunkt erlebte das Männerkloster Appenzell um 1960. Wenig später wurde alles anders. Das Theologiestudium wurde nur noch von wenigen Zöglingen des Gymnasiums gewählt. Das Durchschnittsalter der Brüder stieg an. Die letzten Bettelgänge im Dorf und dem Umland von Appenzell bis an den Bodensee fanden 1973 statt.

Das Land und Volk von Appenzell merkt, dass etwas unwiederbringlich die Sitter hinunter fliesst und verschwindet, während sie, die Kapuziner, auch traurig sind, aber ihrem Schicksal gelassen ins Auge blicken. Sie kennen keine stabilitas loci. Eine Klostergeschichtsschreibung gab es über all die Jahre nicht. Kapuziner sind



25. Juni bis 11. Dezember 2011

Karin Schwarzbek

Neuste Arbeiten der Preisträgerin
des Kulturstipendiums der Thurgauer Wirtschaft

18. September 2011 bis 15. April 2012

H. R. Fricker

Erobert die Wohnzimmer dieser Welt!
Retrospektive

Kunstmuseum Thurgau
Kartause Ittingen

Kartause Ittingen
CH 8532 Warth
Telefon 058 345 10 60
kunstmuseum@tg.ch
www.kunstmuseum.ch

1. Mai bis 30. September
täglich 11 – 18 Uhr
1. Oktober bis 30. April
Montag bis Freitag 14 – 17 Uhr
Samstag, Sonntag und
allgemeine Feiertage 11 – 17 Uhr

Thurgau

Bild: © HRF



BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

viegener
optik
Just first

UNIQUE PIECE

Model C



Schmiedgasse 35, 9001 St.Gallen, t 0800 82 11 44
f 071 223 54 05, info@viegener.ch, www.viegener.ch

Wandernde und als solche gewohnt, weiterzuziehen. Bruder Karl spielt auf der Orgel «Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus». Das Spiel ist virtuos, nicht melancholisch. 425 Jahre sind vergangen. Der Weg aber geht weiter, an einem anderen Ort. «Denn weltweit», sagt mir der Provinzarchivar nicht ohne Stolz beim Apéro im Refektorium, «weltweit nimmt die Zahl der Kapuziner zu.» Wir können sie nicht halten, unsere Brüder und Schwestern. Wir bedanken uns für das Wegstück, das sie an unserer Seite mitgeprägt haben, und bleiben zurück. Ein nachdenkliches Appenzell, der Inneren, aber auch der Äusseren Rhoden.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell AR.

TOGGENBURG

Böse Blicke

Im letzten Jahr hat es schon geregnet beim Ricken Schwinget, in diesem Jahr giesst es wie aus Kübeln. Aber die Bösen hält das nicht davon ab, ins Sägemehl zu steigen. Auch die Besucher des Schwingfestes sind abgehärtet und treu. Niemals lässt man seinen Schwingklub hängen, die Mannen brauchen die Unterstützung.

In den vergangenen Jahren besuchte ich oft das Ricken Schwinget, unsere Tochter mag das sehr, vor allem die Olma-Bratwürste und den Jahrmarktstand. In diesem Jahr haben wir bei einer kleinen Aufhellung die Chance genutzt und sind über den hinteren Schönenberg Richtung Ricken gefahren, weil wir mittlerweile wissen, dass man keine Parkplätze mehr findet, wenn man nicht schon morgens um sieben da ist.

Ein Bauer mit seinem Traktor vor der Zufahrt zu einer «Parkwiese» verheisst uns nichts Gutes. Auf die Frage: «Kann man hier parkieren?», kommt die Antwort mit einem Grinsen: «Ja kann man schon, aber man kommt nicht mehr weg». Wir entscheiden uns für den Strasstrand.

Mit Gummistiefeln und Regenbekleidung ausgerüstet, lösen wir einen Tribünenplatz – das ist besser, als im Schlamm zu stehen. Die Wiesentribüne (Hanglage um den Sägemehrling



Am Ricken Schwinget ist man lieber ernst.

Bild: Daniela Vetsch Böhi

herum) ist trotz Regenbekleidung nicht gerade sitzfreundlich. Interessante Begegnungen finden statt. Nirgends finden sich so viele Uelis, Pauls, Johannes', Michis und Ottos zusammen wie bei einem Schwingfest.

Ohne grössere Verletzungen geht es voran und das Wetter scheint nun auch mitzumachen. Die Sonne lässt sich blicken. Schlammschlacht ade. Die Kinder freuts, die Schwinger freuts, die Zuschauer freuts – was will man mehr. Dann die obligate Durchsage des Präsidenten des Schwingerverbandes, der sämtliche Ehrengäste erwähnt, zwischendurch ein Jodelchörli. Wunderbar, genau so muss es sein, bis eben ... Zuerst denke ich, dass ich mich verhöhrt habe. Tatsächlich werden die anwesenden Politiker begrüsst und mit Namen aufgezählt. Ein kleiner Klaps auf meinen Oberschenkel lenkt mich ab: «Du Mami. Hat er dich auch begrüsst, der Mann am Mikrofon?» Schallendes Lachen meinerseits – das sind die Zuschauer an einem Schwingfest in der Schlussrunde nicht gewohnt. All die bösen Blicke um mich herum lassen mich wissen, dass das nicht lustig ist, sondern ernst. Jetzt wird mir plötzlich klar, warum die Schwinger «die Bösen» genannt werden: Sie sind mir böse.

Wir schleichen uns um fünf Uhr nachmittags mit Karamell und Popcorntüte davon. Leise beginnt es wieder zu regnen. Schön war es trotzdem und nächstes Jahr gehen wir wieder hin. Nur werde ich mich mit Sonnenbrille und Regenkappe tarnen und garantiert im Schlussgang lachen; man ist ja lernfähig. Übrigens, wer sich auf ein Schwingfest einstimmen möchte, sollte sich den Film «Hoselupf» mit Beat Schlatte gönnen. Es lohnt sich. Auf eine witzige aber glaubwürdige Art wird Schwingen vermittelt.

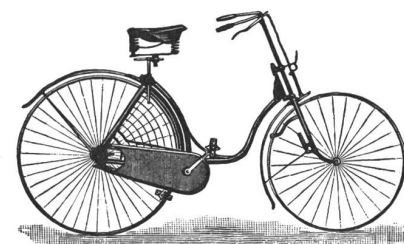
Daniela Vetsch Böhi, 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

WINTERTHUR

Wenn die Profis in den Ferien sind

Auf seine Italienischkenntnisse angesprochen, hat mir mal ein Freund geantwortet: «Ich spreche die Sprache nicht gut, aber ambitioniert.» Er machte sich nichts vor, er gab seine Dürftigkeit zu. Doch er unterstrich auch seinen ungebrochenen Willen, ein Könner zu werden. So gesehen machte er sich vielleicht doch etwas vor – und allen anderen. Eine kleine Sommerberichterstattung über Ambitionen.

Die Einen waren von Anfang an am Anschlag, später wurden alle noch verschifft, dazwischen gab es Sprints, Speckzopf und Zürcher Landwein. Die Wylandrundfahrt vom Velokurier führte via Berg am Irchel und Rheinau nach Wildensbuch und es nahmen erfahrene Kuriere ebenso teil wie Hipster mit Fixie, Vereinsfahrer und Anfänger in Turnhosen. Alles mit zwei Bei-



Ob Hipster oder Turnhosenträger, jeder schwingt sich an der Wylandrundfahrt aufs Rad. Bild: pd

nen konnte mitfahren. Keiner wurde zurückgelassen. Den Riegelhäusern und Haufendörfnern war egal, dass das Fahrerfeld nicht stilecht war: keine Touristen, keine Trainingsgruppe, nur eine handvoll Leute, daran interessiert, auf zwei Rädern vorwärts zu kommen – schwungvoll, verbissen, elegant und verschoben. Nicht rasend schnell, aber ambitioniert.

Anders am Vorabend zum 1. August auf der Bäumliterasse am Goldenberg. Hier waren die Ambitionen einseitig verteilt. Zwei Herren hatten sich engagieren lassen, um sich ein beliebiges Stichwort aus dem Publikum zum Thema zu machen und gründlich zu erklären. So lernte man fürs Leben. Etwa, dass die stets zu grosszügigen Zeitangaben auf den gelben Wegweisern der Wanderzeit der Seelen entsprechen, die ja bekanntlich jeweils erst ankommen, wenn die Körper schon lange da sind.

Solche Entseelungen waren für diejenigen, die sich drei Mal pro Woche zum Rundlauf am Ping-Pong-Tisch im Kraftfeld einfanden, kein Thema. Sie gingen gebetsmühlenartig im Kreis, bis sich ihre Gedanken an den Saure-Gurken-Sommer verloren hatten. Diese Harmonie wäre den Teilnehmern an den internationalen Tischtennismeisterschaften auf den Keks gegangen: Ausgerüstet mit einem Ländernamen, konkurrierte auf dem Pausenplatz des Schulhauses Geiselweid ein Feld von Dilettanten um den inoffiziellen Titel des hiesigen «weltbesten» Eliteamateurs. Den Sieg errang Montenegro, vor Tschechien und Papua-Neuguinea.

Was haben diese Geschichten nun aber damit zu tun, dass jemand ambitioniert, aber schon mal kreuzfalsch italienisch plaudert? Der Wille zum Können. Ein Bluff zweiter Ordnung. Wir können es zwar nicht, aber wir tun es trotzdem – und plötzlich sieht es dann so aus, als ob wir es doch könnten. Darauf setzen die Bluffer zweiter Ordnung besonders im Sommer, während die Profis, denen das alleinige Könner-Monopol zusteht, in den Ferien sind. Da wagen sie sich aus dem Publikum ins Geschäftsfeld der Profis, ergreifen die Initiative und bringen ihre Ambitionen zur Geltung. So zeigen sich drei Dinge: Gelingen ist Glückssache, Können ist Ansichtssache und Kompetenz ist eine Frage der Zuschreibung.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

«Der ÖV ist ein Teil des Service public»

Der Stadtrat will die VBSG ausgliedern und in eine Aktiengesellschaft umwandeln. Im letzten «Saiten» erklärte der Direktor der Technischen Betriebe der Stadt St.Gallen, FDP-Stadtrat Fredy Brunner, das Vorgehen. Nun vertritt die SP-Parlamentarierin und Nationalratskandidatin Bettina Surber den gegnerischen Standpunkt.

VON HARRY ROSENBAUM

SAITEN Die Ausgliederung respektive Privatisierung der VBSG hat sich schon seit längerem angekündigt. 2010 legte dann der Stadtrat das Papier «Strategische Ausrichtung der VBSG» vor und verlangte darin die Umwandlung des städtischen Unternehmens in eine Aktiengesellschaft. Was halten Sie davon?

BETTINA SURBER Das Papier enthält interessante Aussagen – aber letztlich geht es allein um die Rechtfertigung der Privatisierung der VBSG. Die SP ist mit den Privatisierungsbestrebungen und damit auch mit den Aussagen, die in dem Papier gemacht werden, nicht einverstanden. Es ist grundsätzlich nicht richtig, Anbieter des öffentlichen Verkehrs in privatrechtliche Aktiengesellschaften umzuwandeln – denn der ÖV ist ein Teil des Service public und soll von der öffentlichen Hand auch in öffentlich-rechtlicher Form betrieben werden.

Wo liegen die Gefahren einer Umwandlung der VBSG in eine AG?

Längerfristig würden die Anstellungsbedingungen für das Personal der VBSG schlechter. Damit haben sich ja auch schon die Gewerkschaften befasst. Des Weiteren – und das sind die Erfahrungen mit Ausgliederungen öffentlicher Betriebe – schwindet der Einfluss des Parlamentes und letztlich der Bevölkerung auf Null. Der Stadtrat und die Parlamentarier, die dann im Verwaltungsrat sitzen, wären überhaupt nicht weisungsgebunden. Zudem strebt der Stadtrat einen Aktientausch mit anderen Aktiengesellschaften an. Diese Aktiengesellschaften können als Aktionärinnen Einfluss auf die VBSG ausüben und es ist daher ungewiss, wie sich das Unternehmen entwickeln würde.

Die Eisenbahnen waren in der Gründerzeit ja auch Aktiengesellschaften und haben trotzdem gut funktioniert.

Gewiss, aber das ist Geschichte, und es existierte damals noch nicht der Service public, wie er heute Tradition hat. Es ist eine Errungenschaft, dass der Staat den Betrieb des öffentlichen Verkehrs als seine eigene Aufgabe ansieht. Diesbezüglich wäre die Rückwandlung in eine Aktiengesellschaft, die sich auf dem freien Markt positionieren müsste, eindeutig ein qualitativer Rückschritt.

Der Tarifverbund Ostwind vereinigt 24 ÖV-Unternehmen in der Region Ostschweiz. Braucht es da nicht eine Neuausrichtung der VBSG, die ja Teil dieses Verbundes sind und als einziges Unternehmen nicht als AG auftreten?

Das Papier ist sehr einseitig auf die Privatisierung ausgerichtet, obwohl es auch andere Kooperationsformen in dem Tarifverbund Ostwind geben würde. Sie werden aber verschwiegen.

Was heisst das konkret?

Den VBSG geht es in erster Linie um die Fusionierung mit der Regiobus. Obwohl das im Papier nirgends direkt geschrieben wird, ist das der eigentliche Zweck der Umwandlungspläne in eine AG. Der Stadtrat meint, es gehe alles nur noch über einen Aktientausch. Im Tarifverbund Ostwind sind aber auch andere Zusammenarbeitsformen der Partner anzutreffen. Beispielsweise haben Thurbo und SOB untereinander auch keinen Aktientausch vorgenommen.

Der Stadtrat ist der Meinung, dass die VBSG mit der jetzigen Unternehmensform zu schwerfällig und damit nicht zukunftsfähig seien.

Es wird auch gesagt, dass das Parlament bei strategischen Entscheiden der VBSG ein Hemmschuh sei. Das wird aber überhaupt nicht belegt. Bis jetzt gab es im Bereich der strategischen Entscheide vor allem die Seebus-Vorlage, die ans Parlament gelangt ist – und gerade dort hat sich gezeigt, dass die VBSG trotz des Einflusses des Parlamentes verhandeln kann. Letztlich hat sie ja den Zuschlag erhalten.

In einer Vorabstimmung hat das VBSG-Personal mehrheitlich einem Gesamtarbeitsvertrag zugestimmt, der die Umwandlung des Arbeitgebers in eine AG bereits beinhaltet. Die Arbeitnehmenden scheinen die Privatisierung zu akzeptieren. Ja. So wie der GAV ausgearbeitet worden ist, scheint er auch in Ordnung zu sein. Aber irgendwann läuft er aus und muss neu ausgehandelt werden. Bei einer AG sind natürlich Kosteneinsparungen auf dem Buckel des Personals – Herabsetzung der Löhne – sehr viel leichter durchzusetzen als bei der heutigen Unternehmensform, wo die VBSG unter der Kontrolle

des Parlamentes sind. Auch wenn der Leiter der Technischen Betriebe sagt, er würde dafür sorgen, dass es für das Personal keine Verschlechterungen geben würde, ist das keine Garantie für die soziale Sicherheit, weil Fredy Brunner nicht für immer Stadtrat bleiben wird.

Das heisst?

Die VBSG-Beschäftigten sind heute städtische Angestellte. Für sie ist das Personalreglement der Stadt St.Gallen ausschlaggebend. Zuständig dafür ist das Parlament. Bei einer AG wäre dies aber nicht mehr der Fall und die Situation der Beschäftigten bei den VBSG könnten sich unter dem neuen Regime merklich verschlechtern. □



Bettina Surber. Bild: pd

Ein wichtiger Schritt zur grösseren Stadt

Die Bahn verkauft das Güterbahnhofareal dem Kanton St. Gallen. Nun muss die Nutzung dieses städtebaulichen Filetstücks neu diskutiert werden.

VON RENÉ HORNING



Bild: Tobias Siebrecht

«Niemand sagt etwas Konkretes.» – mehrmals war es so in der Zeitung zu lesen. An den immer wieder nachfragenden Journalistinnen und Journalisten kann es also nicht gelegen haben, dass sich Stadtpräsident Thomas Scheitlin Mitte August enttäuscht zeigte. Eben war definitiv entschieden worden, was man allerdings schon ein halbes Jahr vorher wusste: Die SBB verkaufen das Güterbahnhofareal an den Kanton und nicht an die Stadt. Warum kam die Stadt nicht zum Zug? Als Antwort gibt es nur Indizien. Denn wenn Journalisten «nichts Konkretes» als Auskunft bekommen und auf später vertröstet werden, dann läuft hinter den Kulissen in der Regel nicht alles rund.

Das war auch beim Güterbahnhofareal so und das hat eine bekannte Vorgeschichte. Schief gelaufen ist es erstmals zwischen 2005 und 2007. Die SBB-Division Immobilien, die für den Bahnbetrieb möglichst viel Geld erwirtschaften muss, hatte das Generalunternehmen Karl Steiner mit der Planung einer Überbauung beauftragt. Das Resultat war ein 140-Millionen-Franken-Projekt in Zick-Zack-Form, mit 120 Wohnungen, 40'000 Quadratmetern Büros und 6000 Quadratmetern Ladenfläche samt 520 Parkplätzen. Während der VCS gegen die zu vielen Parkplätze kämpfte, schlossen sich die Anwohner an der Oberstrasse gegen den zwanzig Meter hoch geplanten Gebäuderiegel

zusammen. Vor allem die zwei vorgesehenen Hochhäuser – eines mit zwölf, das andere mit acht Geschossen – wurden zum Stein des Anstosses.

Zum Abschied ein Überarbeitungsauftrag

Dieses Investorenprojekt wurde zwar von der Stadt gelobt, doch die Politiker konnten die Mehrheit der Abstimmenden nicht von der Notwendigkeit der zwei Türme und so vielen tausend Quadratmetern Büros und Läden überzeugen. Welcher Typus neues Stadtquartier hier gebaut werden soll, wurde nämlich kaum diskutiert. Schliesslich scheiterte die Umzonung mit fast 58 Prozent Nein-Stimmen im Juni 2007.

Danach kam die Phase «Nichts Konkretes». Inzwischen wissen wir: Die SBB-Division Immobilien beendete nach dem Misserfolg die Zusammenarbeit mit Karl Steiner und arbeitete mit der eigenen Planungsabteilung an neuen Nutzungsstudien. Als sie diese der Stadtplanung vorstellten, verabschiedeten sich die Stadtplanerin Helen Bisang und ihr Team von den SBB-Immobilienleuten mit einem Überarbeitungsauftrag.

Über die «klimatischen» Verhältnisse zwischen SBB und Stadtplanung kann gerätselt werden. Dass etwas im Busch ist, war aber schon Anfang dieses Jahres klar, als Kantonsbaumeister

Werner Binotto ankündigte, jetzt sei der Kanton am Zug – und soweit ist es nun.

Grobe Vorgaben

Wenn der Stadtpräsident darüber enttäuscht ist, dann ist dies auch die Folge des eigenen Handelns, oder mindestens des zu wenig engagierten Einsatzes der Stadt. Allerdings: Jammern ist dort nicht angesagt, denn wenn sie will, kann die Stadt sehr wohl sagen, was dort geschehen soll. Der Kanton ist als Grundeigentümer dem gleichen Bewilligungsverfahren unterstellt wie Private. Die Fragen sind nur: Was will die Stadtplanung wirklich? Und kann sie sich durchsetzen?

Städtebauliche und planerische Vorgaben zum Güterbahnhofareal sind im Richtplan bloss in groben Zügen vorhanden. In den «Planungsanweisungen» steht: «Vorzusehen sind Wohnnutzungen in Kombination mit gewerblichen und/oder öffentlichen Nutzungen.» Verlangt wird eine Konzeption der Erschliessung für den motorisierten Individualverkehr und den ÖV. Appenzellerbahn und Bus sollen auf dem Areal Haltestellen bekommen, zwei Passerellen sollen die Gleise überqueren. Im Richtplan wollte die Stadt noch «in Zusammenarbeit mit den SBB» die nötigen Schritte unternehmen. Nun muss sie dies eben zusammen mit dem Kanton tun.

Wettbewerb zu erwarten

Ob dann der Kanton auf dem Güterbahnhofareal wirklich eine Filiale der Universität oder sein Justizzentrum mit Polizei und Untersuchungsgefängnis bauen wird, oder ob vor allem Wohnungen entstehen, muss ausgehandelt werden. Zuvor aber muss sich die Stadt darüber klar werden, was sie will. Und sie muss ihren «grossen Wurf» dann besser erklären als das letzte Mal – auch besser als bei der Marktplatzvorlage. Denn diese grossen Würfe bieten viele Angriffsflächen und viele Gründe für ein Nein.

Immerhin ist ein wichtiger Schritt getan. Die SBB, sonst eher als Spekulantinnen verrufen, haben den Boden an bester Lage der öffentlichen Hand verkauft. Der Kanton bietet mit seinem Hochbauamt ziemlich hohe Gewähr dafür, dass zuerst gründlich überlegt und seriös abgeklärt wird. Zu erwarten wäre als erstes ein Wettbewerb, der in städtebaulichen Studien unterschiedliche Szenarien aufzeigt.

Eines aber müssen wir uns als Bewohner im eher bescheidenen St. Gallen im Klaren sein: Verdichten heisst, die Gebäude höher zu bauen und näher zueinanderzustellen. Das gilt dann auch fürs nächste Filetstück: den Güterbahnhof St. Fiden. □

Unterwegs mit einem Buch, das nicht viel weiss

Der Film war schlecht. Ein verwegener Michael Douglas und ein nervöser Val Kilmer kämpfen in der kenianischen Wildnis gegen zwei menschenfressende Löwen. Um sie anzulocken, schütten sie in einer Szene kübelweise Blut aus, als wären Löwen Haie, und legen sich in einem Schuppen auf die Lauer. Doch die Bestien sind viel zu clever – sie schleichen um die Falle herum, beißen tot, was sich bewegt und verschwinden ungesehen wieder in der Nacht. «The Ghost and the Darkness» ist zu viel Hollywood. Dachte ich. Doch auf der Reise von Mombasa nach Nairobi werde ich eines Besseren belehrt.

Die eiserne Schlange

Der Bahnhof ist abbruchreif. Die wenigen Taxis, die vorfahren, rollen zum Eingang, laden ihre Gäste aus, kurven über den leeren Parkplatz zurück und verschwinden im Verkehrsgewühl Mombasas. Touristen stehen mit ihren Koffern und Rucksäcken herum, einige Kenianer karren das Gepäck auf quietschenden Handwagen gegen ein Trinkgeld zum Zug. Auf dem Perron zieht ein einsamer Gitarrist seine Runden und singt gegen die Lautsprechanlage an, aus der die Billboard-Charts donnern.

Die Schlafwagen der ersten und zweiten Klasse sind nicht voll belegt und in die dritte Klasse steigt schon gar niemand ein – trotzdem hängt kilometerlang ein Wagen nach dem anderen hinter der kleinen Diesellok. Pünktlich um 19 Uhr geht ein Ruck durch die eiserne Schlange. Dann steht für eine ganze Weile wieder alles still. Ein zweiter Ruck, ein dritter, dann rollt die Uganda-Bahn in der Abenddämmerung Nairobi entgegen.

Bis der Schaffner mit einer Handglocke von Wagen zu Wagen geht und zum Nachtessen in den Speisewagen ruft, bleibt mir endlich Zeit, den veralteten kiloschweren Reiseführer, den ich schon seit dreissig Tagen durch Kenia schleppe, aus dem Rucksack zu zerren und Informationen zur Eisenbahn nachzulesen.

Alte und neue Geschichten

1896 hat die britische Kolonialregierung in Mombasa mit dem Bau der Eisenbahnlinie begonnen. 1901 haben sie Kisumu am Victoriasee erreicht. 1931 die ugandische Hauptstadt Kampala. Die Linie wird auch Lunatic Express genannt. Linie des Irrsinns. Tausende von Menschen sind bei ihrem Bau gestorben, vertrieben oder umgebracht worden.

Ausserdem heisst es im Reiseführer: Der Film «The Ghost and the Darkness» erzähle eine wahre Geschichte. 1896 töten zwei männliche Löwen in der Nähe des Tsavo-Flusses Bahnarbeiter. Die Opferzahlen schwanken zwischen 28 und 135. Den Fallen entgingen die Löwen. Ein Jahr lang hielten sie den Bau der Uganda-Bahn auf, bis es dem Ingenieur Patterson (gespielt von Val Kilmer) gelang, die zwei Löwen einer mähnenlosen Art zu erschiessen. Ausgestopft

stehen sie heute im Field Museum for History in Chicago. Während wir in tiefster Nacht den Tsavo-Fluss passieren, suche ich schweissnass den Schlaf, der nicht kommen will. Das liegt nicht an der Löwengeschichte, sondern am Geruckel und Geknirsche, am ständigen Halten und den Schritten bewaffneter Guards in den Gängen des Zuges und an den neuen Geschichten, die von Überfällen und Entgleisungen handeln. Letztere stammen ebenfalls aus meinem Reiseführer, ich wünsche den anderen Reisenden einen anderen.

Eine der wenigen echten Attraktionen

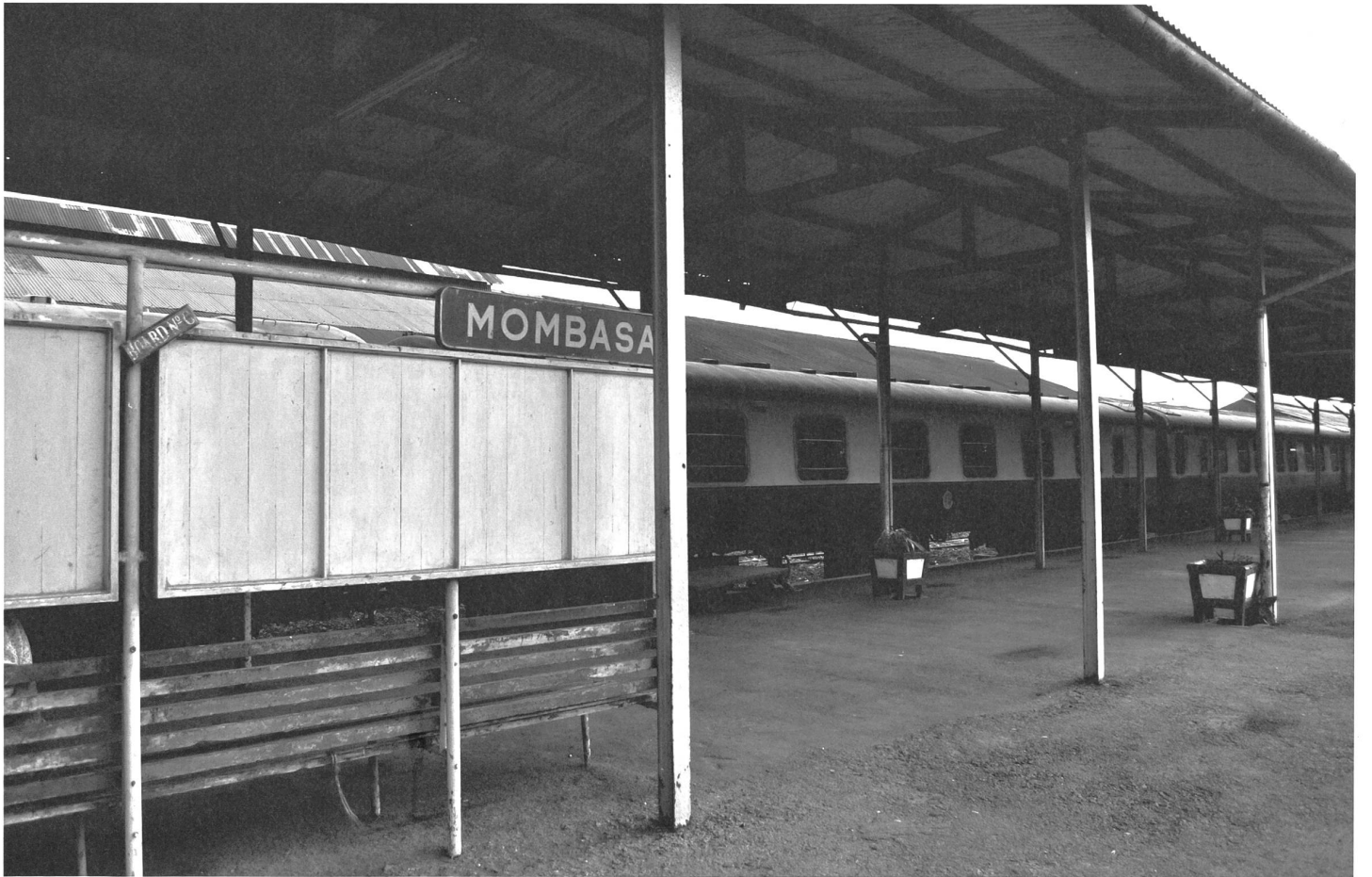
Weil ich nicht schlafen kann, schlage ich mich im wackligen Taschenlampenlicht durch das siebenjährige Buch, das nur unwesentlich dünner als die Bibel ist und mit Du-sollst-Geboten mithalten kann. Zu Nairobi – meinem nächsten Ziel – empfiehlt es: Keine Taschen durch Nairobi zu tragen, sondern nur Plastiktüten, zielstrebig und zügig durch die Strassen zu gehen, sich zweimal zu überlegen, ob man «Dieb» schreien und damit einen aufgebrauchten Mob auf ein Strassenkind hetzen möchte. Als Ausflug legt er eine der wenigen «echten Touristenattraktionen» in Nairobi ans Herz: Das Karen-Blixen-Museum. Ich kriege eine Krise. Als ich vor vier Wochen in Kenia angekommen bin, habe ich nur eins gesucht: Eine Spur der Dänin Karen Blixen, der Autorin von «Jenseits von Afrika». Ich habe meine Reisebibel von hinten nach vorne und retour durchkämmt, meine Gastmutter und die Lehrer in der Schule befragt. Niemand konnte mir helfen.

Auf der Suche nach dem Jenseits

Meine Gastmutter wuchs in Ngong auf, lebt heute eine halbe Tagesreise davon entfernt, im Rift Valley, aber weder von dem Buch noch von einer Farm am Fuss der Ngong-Hills hat sie je gehört. Aber der Name lässt etwas klingeln. «Karen Blixen sagst du? Zwischen Nairobi und Ngong gibt es einen Ort, der Karen heisst.»

Mit einer englischen Ausgabe von Karen Blixens «Out of Africa» und einem wagen Anhaltspunkt, reiste ich damals nach Ngong. Der wagen Anhaltspunkt heisst Mburu, der einzige vertrauenswürdige Taxifahrer Ngongs. Mburu kann sich an das Buch erinnern, aber an keine Farm. Dafür weiss er noch von einem Grab, das von vielen Muzungus (Weissen) besucht werde. Dort sei ein Flugzeug abgestürzt.

Eine halbe Tagesreise später fahre ich mit Mburu den Bergzug entlang und ein bisschen hinauf. Er kann sich an den Ort des Grabes erinnern. Das ist ein Glück, weil angeschrieben ist nichts. Keine Tafel, keine Wegweiser. Erst kurz vor dem Ziel hängt in einem Baum ein Holzwegweiser mit dem blau geschriebenen Namen «Denys Finch Hatton». Ich werde ein bisschen nervös. Das ist es. Das ist das Grab von Karen Blixens Liebhaber (im Film von Robert Redford gespielt).



St. Gallen
23. September
— 3. November 2011

Mit

Denise Altermatt, Ghislaine Ayer, Californium 248,
Rudy Decelière, Regula Engeler, Sarah Haug,
Sarah Hugentobler, Tami Ichino, Alexandre Joly,
Stefan Lauper, Céline Peruzzo, Valentina Pini,
Katja Schenker, Felix Stickel, Peter Stoffel.

Projektleitung

Karin Bühler, Gabriela Falkner, Stefan Rohner

Ausstellungsorte

Nextex: Sarah Hugentobler, Tami Ichino,
Valentina Pini

Nextex Kafibar: Ghislaine Ayer

Auto an wechselnden Standorten: Alexandre Joly
Schaufenster Metro Boutique, Schmiedgasse:

Céline Peruzzo, Felix Stickel

Gallusstrasse 11: Denise Altermatt

Passage Parkin Stiftsbibliothek: Rudy Decelière

Eröffnungsabend
22. September
ab 18 Uhr

Ab 18 Uhr, Nextex: Apéro

18–22 Uhr, Festsaal, Stadthaus der
Ortsbürgergemeinde, 2. Stock:

Regula Engeler, Diainstallation

20 Uhr, Hofkeller, beim Klosterplatz:

Californium 248, Performance

Ab 22 Uhr, Rosenkeller, Haus zur Rose:

Peter Stoffel (DJ), Sarah Haug (VJ)

Finissage

3. November

19.30 Uhr, Kahtarinen, Innenhof: Katja Schenker,
Performance

19–22 Uhr, Katharinen, Festsaal: Stefan Lauper,
Videoprojektion

Nextex

Schmiedgasse 15

9000 St. Gallen

www.nextex.ch

Öffnungszeiten

Dienstag, 12–16 Uhr

oder nach Vereinbarung

+41 71 222 30 66

+41 71 220 83 50

3 heures 57 minutes
3 Stunden 57 Minuten

Finissage
Dimanche 20 novembre

20 h 30 : Carte blanche à Daniel Zea
performance et danse

Jedi 10 novembre

(annulé en cas de pluie)

11 h 30 : Performance de Pascal Lampert
départ pour le Salève

Dimanche 6 novembre

19 h : Performance d'Andy Guhl
20 h 30 : Performance de Mio Chateau

Vendredi 4 novembre

18 h 30 : Performance de Martin Lorenz
19 h : Performance d'Andrea Vogel
22 h 30 : Marie-Avril (DJ)

Du mercredi au samedi de 14 h à 19 h
www.usinekugler.ch

1205 Genève
4bis, rue de la Truite

Fonderie
Kugler

Vernissage
le 27 octobre
dès 18h

Curatorial
Séverine Fromageat & Alexandra Maurer
Avec
Com&Com, Vidya Gastaldon, Georg Gatsas,
Rolf Graf, Katalin Deér, Aurelio Kopalinig,
Martin Lorenz, Costa Vece

Genève
28 octobre
—20 novembre 2011



Damaris, die Hüterin des Friedhofs, liest erstmals im Buch «Out Of Africa», in dem die Geschichte dieses Grabes erzählt wird. Bilder: Andrea Kessler

Hinter verwachsenen Mauern ragt ein Obelisk in den blauen Himmel. Der Privatfriedhof ist abgeschlossen. Eine mittlerweile verwittrte Telefonnummer ist auf das windschiefe Tor gekratzt.

Denys' Grab

Ein Anruf genügt und Damaris verlässt ihre Shamba, ihren Garten, auf dem sie arbeitet. Etwas atemlos, in der Hand ein schwarzer Allerwelts-Plastiksack, steht sie in ihrem löchrigen blauen T-Shirt schon wenige Minuten später vor uns. Aus dem schwarzen Sack zieht sie ein Ticket-Buch und einen Schlüssel. Das letzte Ticket verkaufte sie am 17. Juni – das ist schon einige Wochen her. «Heutzutage kommen nicht mehr viele Touristen», sagt sie. Aber Damaris weiss auch, dass der Ort schwer zu finden ist. Die Tafeln, die sie mal hatten, wurden gestohlen, die Leute haben Feuerholz gebraucht.

Damaris erzählt uns vor dem Obelisk alles, was sie weiss über das Grab, den Piloten und Great-Game-Gamer Denys und die Liebesgeschichte zwischen ihm und Karen. Sie korrigiert Mburu: «Hier ist kein Flugzeug abgestürzt. Denys ist in der Nähe von Mombasa verunfallt, aber er wurde hier begraben, weil er und Karen einmal beschlossen hatten, hier gemeinsam beerdigt zu werden.»

Das Buch hat sie nie gelesen. Ich grabe in meiner Tasche mein englisches Exemplar heraus und schlage das Kapitel über Denys' Tod auf. Da steht, wie er Anfang der dreissiger Jahre mit seinem Diener in Tsavo abstürzte, wie Karen einen geeigneten Ort für sein Grab suchte, wie sie es mit weissen Planen markieren liess, damit sie es von ihrer Farm aus immer sehen konnte. Damaris verschlingt die Seiten.

Am Ende des Kapitels steht die Geschichte mit den zwei Löwen. Die kennt sie bereits: Das Grab des Tierliebhabers Denys wurde eine Zeit lang von einem Löwenpärchen auf-

gesucht – zwei anderen, friedlicheren Löwen, als die Menschenfresser von Tsavo. Ich frage Damaris, ob die Farm von Karen Blixen noch steht. Sie weiss es nicht, aber in Karen stehe das Karen Blixen Museum. Dort könnten sie mir vielleicht weiterhelfen.

Karens Farm

Mburu lässt sich den Weg zwei Mal beschreiben, aber findet ihn doch nicht. Nach einigen Stopps und Fragen kommen wir nach einer Stunde Irrfahrt ans Ende einer Strasse. Wir sind am Ziel. Und sind nicht die einzigen. Die Parkplätze sind zugestellt. Die Touristen stehen mit schmucken, dünnen Reiseführern da. Vor dem Museum gibt es eine Schlange und hinter dem Museum eine Hundertschaft an Hochzeitsgästen.

Das Museum ist Karen Blixens Farm selbst. Der Eintritt kostet stolze sieben Franken, einen Führer gibt es dazu. Meiner heisst Alex und nimmt sich viel Zeit. Er kennt Damaris, sie sei auch schon da gewesen. Das National Museum of Kenya habe eine Weile versucht, das Grab in Ngong zu kaufen, aber die Besitzerfamilie willigte nicht ein. «Dabei gehört es doch zusammen», findet Alex. Die Farm selbst war auch lange in Privatbesitz bis schliesslich Dänemark das Haus kaufte und Kenia zum Geschenk machte.

Ungenannte Orte

Dass ich jetzt, Mitten in der Nacht, in der ruckelnden Uganda-Bahn, in meinem Reiseführer auf Karen Blixen stosse, schmälert meine Entdeckungen damals in Ngong. Ich schlepe ihn ständig mit mir herum, und wenn einmal etwas drin steht, dann verschweigt er es mir.

Oft genug weiss er nämlich nichts, der Reiseführer. Das alte Ding ist auf demselben Aktualitätsstand wie die Bibel. Nun gut, wer mit einer Secondhand-Reisehilfe unterwegs ist, ist natürlich selber schuld. Keine Telefonnummer stimmt, die Restaurants existieren nur noch mit Glück und so einige Orte nennt er mit keiner Silbe. Das staubige Suswa etwa, wo ich bei einer Gastfamilie lebte. Das Dorf, das zu wenig Wasser und die Ernten verloren hat. Hier zahlen die Leute für einen Sack Mais doppelt so viel wie vor einem Jahr. Und doch geht es ihnen im Süden noch viel besser als im Nordosten des Landes.

Auch Siaya kennt mein Reiseführer nicht; ein kleines grünes Dorf an der Grenze Ugandas, irgendwo in der Nähe des Victoriasees. Nicht einmal die Landkarte auf der Innenseite des Klappumschlages verzeichnet Siaya. Als ich dort einen Freund eines Freundes besuchte, zeigte der mir die Gegend. Er führte mich zu urtümlichen Steininformationen und für ein Schwätzchen in den Garten von Obamas Grossmutter Sarah. Die wohnt ums Eck von Siaya und empfängt jeden, der vorbeikommt – gratis.

In meinem Reiseführer steht, dass die Uganda-Bahn um 8.30 Uhr in Nairobi ankomme. Gegen Mittag sind wir da. Ich steige aus und werfe das Kiloding in den ersten Kübel, der gross genug ist. Soll mich Nairobi überraschen, nicht das Buch. Und überhaupt: Nur weil die Geschichte mit den menschenfressenden Löwen stimmt, ist der Film trotzdem schlecht. Ich kann jetzt nur nicht mehr so gut argumentieren, warum.

Andrea Kessler, 1980, «Saiten»-Redaktorin, verbrachte ihre Sommerferien in Kenia, um als Volontärin in einer Schule zu helfen. Dazwischen und danach war sie mit dem nutzlosen Reiseführer unterwegs.